Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 176. Bromberg, den 3. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(20. Fortsetzung.) ——

17. Kapitel.

Tanz im Hotel Cardenas. Friede flog von einem Arm in den anderen. Jeder wollte mit der schönen jungen Deutschen, der Siegerin, tanzen. Am eifrigsten war Potosi. Und heute schlug sie ihm nichts ab. Er war ja wirkich ehrlich um ihren Sieg bemüht gewesen. Sie hatte ihm vieles abzubitten; aber als er den fünften Tango erbat, sagte sie lachend und erschöpft:

„Bitte, bitte, Senor Potosi, eine Viertelstunde geben Sie mir zum Ausruhen. Ich bin ja ganz erhitzt. Ich will schnell hinauf in mein Zimmer laufen, mich ein bißchen frisch machen. Tanzen Sie diesen Tango mit einer anderen Dame. Ich sehe schon sehr neidische Blicke zu uns herüberkommen, daß ich den besten Tangotänzer immer für mich mit Beschlag belege. Nein, nein, es ist eben so. Aber ich verspreche Ihnen, in einer Viertelstunde bin ich wieder unten und tanze mit Ihnen."

Enttäuscht ging Potosi und forderte eine der mexikanischen Damen auf. Friede war froh, einen Augenblick entschlüpfen zu können. Was sie Potosi gesagt hatte, war nur eine Ausrede. In Wahrheit wollte sie noch einmal schnell nach Fanfare sehen. Sie war etwas in Unruhe, ob die Anstrengungen des Turniers dem Tier nicht geschadet hatten. In ihrem Zimmer warf sie schnell einen Mantel über das Kleid.

Sie ging durch die Halle des Hotels. Dort saß Conchita und las deutsche Zeitungen. Conchita sah Friede an sich vorübergehen und am Ausgang des Hotels von zwei braunen Indios offenbar angebetet werden. Das war hier nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlicher war schon, daß Friede das Fest verließ, aber was ging sie Friede an. Aufseufzend wandte sie sich wieder ihrer Lektüre zu. Friede war zusammengeschreckt als die beiden braunen Männer plötzlich auf sie zusamen, aber es waren wohl harmlose Burschen. Sie verbeugten sich tief vor Friede. Vermutlich zwei Turnierzuschauer, die ihr ihre Bewunderung ausdrücken wollten. Und wirklich sagte der eine, die Hände demütig über der Brust gekreuzt:

„Senorita, deine Reitkunst hat uns über alle Maßen begeistert. Dürfen Dos und Tres dir zum Dank einen indianschen Zauber zeigen, hier, wenige Schritte vom Haus entfernt? Einen seltenen Zauber, Senorita, der nur bei Mondschein wirkt und dich glücklich machen wird."

Friede lächelte; sie war hier in diesem Lande schon auf einen geradezu märchenhaften Aberglauben gestoßen. Aber der eine Indio sagte warnend:

„Lächele nicht, Senorita, es ist der alte Zauber unserer Ahnen, der hier wirksam ist. Er kann dich glücklich oder unglücklich machen. Kennst du einen Menschen, dem du Glück wünschest und der Pepito heißt, Senorita?"

Peter dachte Friede. Ein Schauer ging durch ihren Körper. Woher wußten diese beiden Männer von ihrer geheimen Liebe zu Peter. Eine unbestimmte Furcht kroch in ihr hoch. Waren es ihre Nerven, die ihr einen Schabernack spielten, war es der Gedanke, daß es vielleicht doch Kräfte in diesem Lande gab, ihr unbekannte? Sie hatte plötzlich das Empfinden, sie müsse mitgehen, sollte Peter nicht unglücklich werden. So folgte sie schweigend den beiden Indios.

Conchita saß noch immer bei ihrer Lektüre in der Hotelhalle. Unwillkürlich sah sie auf die Uhr. Mutter schlief jetzt sicher schon lange auf der Hazienda, Vater saß im Rauchzimmer mit ein paar Bekannten zusammen. Von oben tönten die fröhlichen Tanzweisen. Conchita seufzte. Sie fühlte sich einsam. Friedes Anblick hatte die Sehnsucht nach Peter schmerzhaft in ihr aufflammen lassen. Da — was war das? Conchita horchte auf. War das nicht ein Schrei? Sie lauschte. Nein, es war nichts. Sie hatte sich wohl getäuscht. Es war das Hupen eines Autos, das in rasender Fahrt an der Straßenecke vorbeigefahren sein mußte.

*

Am nächsten Morgen erschienen alle mexikanischen Tageszeitungen in erhöhter Auflage. Die Hauptüberschrift der Titelseite wechselte in Form, aber ihr Inhalt blieb stets derselbe:

„Mexikanische Aristokratin von deutscher Reiterin ermordet! Die Mörderin flüchtig. Stallmeister Leonardo sagt aus. Kriminalpolizei an der Arbeit!"

„Ein entsetzliches Ende", hieß es dann weiter, „hat dank ihrer großzügig geübten Gastfreundschaft, unsere berühmte Reiterin, Donna Victoria di Zapota, in der letzten Nacht gefunden. Sie ist von ihrer deutschen Gegnerin, Friede von Stetten, aus Rache mit einem Stilett erstochen worden. Senorita Stetten beschuldigte Donna Victoria eines Mordversuches an ihrem kostbaren Turnierpferd Fanfare. Dieses hatte mit seinen beiden Pflegern in freundschaftlichster Weise in den Ställen der Familie Zapota Unterkuft gefunden. Gestern nach dem Turnier, das zu Unrecht die Deutsche gewann, verließ diese plötzlich das Festbankett, das ihr zu Ehren veranstaltet worden war. Wie Senorita Manuela Andruchio, Donna Victorias Zofe, aussagte, erwartete ihre Herrin noch zu später Stunde die deutsche Siegerin zu einer Aussprache. Leonardo, der Stallmeister der Zapotas, öffnete Senorita von Stetten die Tür und ließ sie ein.

Ebenso wie das übrige Personal begab er sich dann zur Ruhe, da Donna Victoria ihren Gast selbst aus dem Hause zu lassen gedachte. Erst heute morgen fand man Donna Victoria, aus einer Stilettwunde blutend, auf, das Herz war durchstochen worden. Untrügliche Indizien deuten auf die Täterschaft der deutschen Reiterin hin, die flüchtig ist. Die Polizei hat die Verfolgung bereits auf genommen. Georg Link und Wilhelm Käsbier, die Pfleger des Turnierpferdes Fanfare, sind mit dem kostbaren Pferd von Don Luis Potosi aufgenommen worden. Über alles weitere dieses sensationellen Falles werden wir unsere Leser auf dem laufenden halten."

Durch die Nacht rast ein Auto den Colorado entlang. Es ist ein unscheinbarer, tiefschwarzer Wagen, der kein Nummernschild führt. Der Fahrer sowohl wie der Mann,

der den Rücksitz einnimmt, sind Indios. Scheinwerfer und Laternen hat man abgeblendet, und der Chauffeur muß den Weg, der in vielen engen Windungen am Strom entlang führt, gut beherrschen. Hin und wieder wendet er den Kopf und sieht durch die Glasscheibe, die den Sitz am Steuer von dem Wageninnern trennt.

„Was mag das nur zu bedeuten haben?" Amerillo dachte über die Geschehnisse der letzten Stunden nach, ohne eine befriedigende Lösung für sie zu finden.

Schließlich gab er das unbequeme Denken auf und widmete sich nur seiner Aufgabe, den Weg nach der Hazienda „Santa Maria" nicht zu verfehlen, die bei La Junta, ein paar Autostunden von Mexiko City entfernt, lag.

Die Aufgabe, die ihm bei der Entführung Friede von Stettens zugefallen war, schien ihm wesentlich angenehmer als diejenige, die sein Mitverschworener von der Hazienda, der Peon Manuelo, auszuführen hatte.

Ununterbrochen redete die junge Deutsche auf den Mann ein, der ihr gegenübersaß, fast bis zum Gesicht in seinem Jorongo — einem mantelartigen Überwurf — gehüllt. Aber Friede sagte sich von Anfang an, daß jedes ihrer Worte hier zwecklos bleiben mußte. Denn der Bursche verstand ihr mangelhaftes Spanisch aus dem Grunde nicht, weil es nicht mit den Ausdrücken seiner eigenen Mundart, dem Idiom der Nacuisindianer durchsetzt war, das Donna Victoria hingegen auf ihrem Besitz leidlich erlernt hatte.

„Su servidor, Senorita — zu Ihren Diensten, Fräulein", mehr war aus ihm nicht herauszubekommen.

Verzweifelt hatte Friede in den Straßen der mexikanischen Hauptstadt versucht, aus dem Wagen zu springen. Aber der Indo paßte auf wie ein Schießhund. Er hielt ihre Hände eisern umklammert und sagte immer nur irgend etwas, was sicher „nein, nein" hieß. Es blieb ihr nichts übrig, sie mußte abwarten und sehen, was werden würde. Friede war mehr empört als verzweifelt; daß es ihr nicht ans Leben ging, hatte sie im Gefühl. Aber sie war völlig ahnungslos, wer den dreisten Überfall ins Werk gesetzt hatte. Aber des stumpfsinnigen „su servidor, Senorita" müde, beschloß sie mit stoischem Gleichmut, abzuwarten, bis das Auto sein Ziel erreicht haben würde. Als sie beim Entzünden der Zigarette etwas wie Gier in den Augen des Peon auftauchen sah, bot sie ihm gleichfalls ihr Etui an und reichte ihm Feuer. Ein breites Grinsen überflog Manuelos Züge, als er die Zigarette zum Munde führte und er sagte:

„Santa Maria, Senorita!"

Friede bedeuteten diese Worte nichts. Sie glaubte, der Mann flehe den Segen des Himmels auf sie herab, und den konnte sie wahrhaftig gut genug gebrauchen.

*

„Das ist doch allerhand! Hab's ja immer gesagt, daß ich mit den Senors und Senoritas nicht viel im Sinne habe." Empört schwenkte Hein Appelklüth von der „Orinoco" einen Fetzen Papier hin und her, um ihn dem Kapitän zu überbringen.

Wulff von Legien saß in der Offiziersmesse. Er hatte sich mit dem „Zweiten" angefreundet, der in Vera Cruz mit Urlaub von Bord ging und die Gegend, in der die Hazienda „Zu den drei Korkeichen" lag, gut kannte. Man hatte verabredet, bis Mexiko City zusammen zu bleiben. Wulff lag außerordentlich viel daran, in der Gesellschaft eines Mannes zu reisen, der die Landessprache so hervorragend gut sprach, wie der zweite Offizier.

Suchend sah sich Appelklüth in der Messe um. Der Offizier rief ihn an:

„Wen suchst du denn, mein Sohn?" Der Leichtmatrose nahm strenge dienstliche Haltung an — seine Absätze knallten zusammen.

„Melde gehorsamst den Kapitän!" sagte er, die Hände an der Hosennaht.

„Rühren. Telegramm für den Kapitän?"

„Nein! Eine Meldung, die der Bordfunker aufgefangen hat. Ich sollte sie dem Kapitän oder einem anderen Vorgesetzten bringen. Herr Leutnant — — Fräulein von Stetten soll wen umgebracht haben und verschwunden sein. Herr Leutnant wissen doch, das gnädige Fräulein, das mit uns herüberfuhr und mit ihrem Pferd hier Kunststücke machte."

„Um Gotteswillen, geben Sie her, Mensch!"

Wulff war, kreidebleich im Gesicht, aufgesprungen, riß den Zettel an sich. Wahrhaftig da stand es schwarz auf weiß. „Deutsche Turnierreiterin Friede von Stetten nach Ermordung Donna Victorias di Zapota flüchtig. Hafensperre angeordnet."

Wulff sank geradezu zusammen. Bestürzt sah der Offizier ihn an.

„Es handelt sich um meine Kusine". Wulff wollte die Zunge kaum gehorchen. „Friede und ich sind zusammen aufgewachsen."

Teilnehmend griff der Offizier nach Wulffs Hand, während der Matrose sich schnell entfernen wollte. Doch Wulff hielt ihn zurück.

„Können Sie den Funker veranlassen, alles über den Vorfall aufzunehmen, dessen er habhaft werden kann?"

Fragend blickte Appelklüth auf seinen Vorgesetzten. Der nickte. „Zu Befehl, Herr Leutnant." Wieder knallten die Hacken aneinander.

*

Seit Wochen lebte nun schon Friede auf der Santa Maria. Das Wohnhaus war ein langgestrecktes, weißes, einstöckiges Gebäude, das inmitten eines Parks von blühenden Orangensträuchern, Bananenbäumen und Kokosnußpalmen stand. Zahlreiche Viehherden weideten in diesem irdischen Paradies.

„Wahrhaftig, es wäre ein Paradies," sagte sich Friede jeden Tag wütend, wenn sie erwachte und die mexikanische Sonne das Land in eine Gloriole von Licht hüllte. „Es wäre der idealste Aufenthalt, den man sich denken könnte, käme man freiwillig hierher. Aber gezwungen — ich danke!"

Hätte sie wenigstens reiten dürfen! Aber das hatten die Indios, die sie hierher gebracht, mit heftigem Kopfschütteln verneint, als sie es ihnen in Zeichensprache begreiflich machen wollte. Nun machten die Pferde in den Corrals, die sie nun von weiten sah, ihr das Herz noch schwerer, hätte sie sich nur betätigen können, einmal mit hinauswandern. Es war so viel Interessantes und Neues hier. Da waren zum Beispiel die große Hühnerfarm und die unabsehbare Herde der Bergschafe, die muhend und wollig auf den Hängen der Berge hinter der Hazienda umherkletterten. Noch niemals glaubte Friede eine solche Fülle von Getier gesehen zu haben wie hier. Und die Betrachtung der Viehherden war ihre einzige Ablenkung.

Zwei Stunden am Tage, am Morgen und am Nachmittag durfte sie in Begleitung der beiden Muchados, die sie hierhergebracht, das Haus verlassen. Sagte sie zu der braunhäutigen Juana, der einzigen Frau hier, irgend etwas, so war es in die Luft gesprochen.

„Nichts verstehen, Senorita", lautete die stereotype Antwort. „Befehl, Sie hier zu halten, nix wissen."

„Von wem Befehl?"

„Nix wissen". Die Alte schüttelte den Kopf.

Sie hatte Friede, als diese lange Stunden nach ihrer Entführung halb tot vor Müdigkeit auf der Finca eingetroffen war, auf ihr Zimmer geführt, das die herrlichste Aussicht der Welt bot. Aber es war vergittert, und die Türen, die ins Freie führten, fest verrammelt. Am andern Morgen fand die junge Deutsche zu ihrer Überraschung einfache, aber tadellose neue Garderobe in Schränken und Kommoden vor, die für sie bestimmt zu sein schien. Wenigstens ein Trost, dachte sie. Denn schließlich hier ewig als Ballschönheit herumzulaufen, hätte komisch ausgesehen. Sie versuchte, sich mit Humor in das Unabänderliche zu schicken, aber das ging nur, solange es Tag war. Wenn die Abende kamen, die langen, einsamen Abende, die mit der Schnelle der tropischen Natur ganz unvermittelt über das Land fielen, wurde ihr sehr bange zumute. Sie hielt sich nur aufrecht durch den Gedanken: mal mußte es doch in Mexiko City auffallen, daß sie plötzlich spurlos vom Erdboden verschwunden war. Don Luis hatte sicherlich schon ein Heer von Detektiven auf ihre Spur gesetzt. Schließlich kann doch auch in diesem Staat kein Mensch auf die Dauer gefangen bleiben.

Wie mochte es Spatz und Fanfare gehen? Ach, wenn sie doch nur hier fort könnte! Wenn doch die Polizei ihre Spur schon gefunden hätte!

In einem hatte Friede recht: Don Luis hatte wirklich die besten Beamten der privaten Detekteien angeworben, um nach der Verschwundenen, die unter so schwerem Verdacht stand, zu suchen. Friedes Taschentuch in den Händen der Ermordeten war ein schwerwiegendes Indiz gegen Friede. Doch auf den Gedanken, sie auf der Finca zu suchen, kam niemand.

Zwei Männer ritten am Colorado entlang. Sie schienen sich wochenlang nicht gewaschen zu haben, das Pferd des Jüngeren sah verwildert und struppig aus. Man wußte nicht, ob das Tier grau oder schwarz war, und keiner kehrte sich nach ihnen.

„Wenigstens hamm mer dem gnädigen Fräulein den Gaul gerettet, Jungerle", lachte Käsbier immer wieder. Er saß auf einem Maultier und strahlte, wenn er zu Spatz hinübersah.

„Tja, Meester, so ein bißchen Dreck und Kohlenstaub sind manchmal mehr als Gold wert", grinste Spatz zurück. Er dachte daran, wie er im Lichte einer Stallaterne Fanfares herrliche gepflegte Mähne verwirrt und den wallenden Schweif blutenden Herzens mit einer scharfen Schere gekürzt hatte. Zwei Farbtöpfe hatten dann weiter geholfen, das Pferd zu maskieren, und ungefährdet waren er und sein Begleiter dann aus der Stadt gelangt.

„Nur Roland kann uns helfen", versicherte Käsbier unterwegs immer wieder, „und die Kleene. Drei Jahre war sie alt, als ich hinkam, um auf „Den drei Korkeichen" Arbeit zu suchen. Staunte nicht schlecht über das blonde deutsche Dingerle, das mir da entgegenkam. Die besten Freunde sind wir beide geworden. Fuffzehn Jahre blieb ich dann bei Rolands, und das Mäderle hing egal an meinen Rockschößen. Und mir schwant sowas, mir schwant sowas, Jungerle —"

Spatz hatte eifrig zugehört, während er neben Käsbier dahinritt.

„Wat schwant Ihnen denn, Meester", erkundigte er sich nachdenklich.

„Abwarten", kam es tiefsinnig zurück.

Schweigend ritten die Männer weiter.

Noch eine Biegung, dann lag ein reizvolles Tal vor ihren Augen, im Hintergrunde von einem Gebirgszug begrenzt.

Die Hazienda Santa Maria lag vor ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

In welche Bäume schlägt der Blitz?

Buchen, Kastanien, Ahorn bieten Schutz. — Die Rinde muß naß sein! — Der Wald besser als einzelne Bäume.

Mit Recht gilt es als gefährlich, während eines Gewitters unter einem Baum — besonders unter einem alleinstehenden — Schutz vor dem Regen zu suchen, da die Bäume im allgemeinen blitzgefährdet sind. Sie wirken als Blitzableiter. Der Blitz entsteht bekanntlich durch den plötzlichen Ausgleich der elektrischen Spannungen zwischen einer Wolke und der Erdoberfläche. Aus dem Baum strömt die Elektrizität, die entgegen jener der Wolke ungleichnamig ist, aus — und die Wolke wird dadurch entladen. Aber diese Entladung geht doch nicht immer so rasch und gleichmäßig vor sich, daß nicht unter Umständen ein Funke — eben der Blitz — überspringt. Er schlägt dann in den Baum ein.

Nun hat das Volk schon immer einen Unterschied bezüglich der Blitzgefährdung verschiedener Bäume beziehungsweise Baumarten gemacht. Es wurde behauptet, daß der Blitz in bestimmte Bäume besonders oft einschlägt, zum Beispiel in die Eiche, während andere, wie die Buche, meist verschont bleiben. Schon im Altertum galt der Lorbeerbaum — und wohl mit Recht — als frei von Blitzgefahr. Soweit sich feststellen läßt, werden Menschen hauptsächlich dann vom Blitz erschlagen, wenn sie unter Lärchen, Fichten, Pappeln und Tannen, Eichen, Weiden — besonders unter Kopfweiden —, Ulmen, Linden, Eschen und Birnbäumen Schutz vor dem Gewitterregen suchen. Unter Roßkastanien, Hainbuchen, Ahorn und Platanen soll nach den Angaben eines der besten Kenner dieses Gebietes, des Professors Stahl in Jena, noch niemals ein Mensch oder ein Tier zu Schaden gekommen sein, und auch die Buchen, Nußbäume, Apfel- und Kirschbäume gelten nach diesem Kenner als sehr wenig gefährdet.

Seit etwa sechzig Jahren wurden in Deutschland die einzeln stehenden Bäume wie die des Waldes in den verschiedenen Gegenden planmäßig auf ihre Blitzgefährdung untersucht. Man sieht ja verhältnismäßig selten den Blitz selbst einschlagen. Viel aufschlußreicher ist die Feststellung der Blitzspuren, die manchmal sehr leicht zu erkennen sind. Oft ist der ganze Stamm zersplittert oder aufgerissen. Das im Stamm enthaltene Wasser verdampft plötzlich an den getroffenen Stellen, und dadurch entstehen dann die Spalten und Risse. Bisweilen läuft eine mehrere Zentimeter breite und tiefe Furche vom Wipfel bis auf den Boden hinab. Bei leicht spaltenden Hölzern — wie bei der Eiche — sind solche Verletzungen viel tiefer als etwa bei dem schwer spaltenden Buchenholz. Oft sieht man dort, wo der Blitz am Stamm hinabging, nur einen dunklen Strich. Besonders an der weißen Birkenrinde finden sich nicht selten dunkle, wie mit Graphit gezogene Linien. Bisweilen sind die Blitzspuren so unbedeutend, daß sie erst bei einer genauen Untersuchung gefunden werden.

Wovon hängt nun der Grad der Blitzgefährdung eines Baumes ab? In erster Linie wohl von der Beschaffenheit des Untergrundes, vor allem von dem Wassergehalt desselben. Besonders gefährdet sind Bäume, die am Wasser stehen. Das gleiche gilt von solchen auf moorigem oder lehmigem Boden, der die Feuchtigkeit lange festhält. Wächst der Baum dagegen auf Kalk oder einem anderen trockenen Untergrund, so ist die Gefahr viel geringer. Man hat einzeln stehende uralte und hohe Bäume an freien Stellen beobachtet, die niemals ernstlich vom Blitz beschädigt worden sind, weil sie auf einem trockenen Grunde wachsen. Weiterhin kommt es darauf an, ob die Wurzeln — Pfahlwurzel oder Seitenwurzeln — senkrecht tief in die Erde wachsen, so daß sie in das Grundwasser reichen, oder ob sie sich näher der Oberfläche mehr nach den Seiten hin ausbreiten. Bäume mit tiefreichenden Wurzeln, wie die Eichen, Kiefern, Fichten, Birken oder die italienischen Pappeln sind mehr bedroht als solche mit flachem Wurzelwerk, also zum Beispiel die Buche, deren Pfahlwurzel bald das Wachstum einstellt.

Neben der Feuchtigkeit des Bodens ist vor allem die Beschaffenheit der Rinde von Wichtigkeit. Der Blitzschlag geht nicht etwa durch das Holz des Baumes hindurch. Er läuft vielmehr an der Oberfläche entlang. Da kommt es darauf an, ob diese feucht oder trocken ist. Bekanntlich sind Gewitter ohne starke Regengüsse immer besonders gefährlich. In diesem Falle ist die Rinde so gut wie trocken. Sie leitet die Elektrizität schlecht, und diese gleicht sich daher zwischen dem Boden und der Wolke viel schwieriger und in Form eines Blitzschlages aus. Ist aber die Rinde naß, so geht der Ausgleich viel stetiger und gleichmäßiger vor sich — er wird ungefährlich. Bäume mit glatter Rinde werden schnell und ausgiebig naß, während rauhrindige Borken sich viel weniger und ungleichmäßiger benetzen. Sie sind daher immer gefährlich. Junge und daher saftreiche Bäume werden aus dem gleichen Grund seltener vom Blitz getroffen als alte. Günstig für die Benetzung der Rinde ist es, wenn die Äste steil in die Höhe stehen und das Wasser nach der Mitte hin ableiten. Ein solcher Baum ist viel rascher naß als ein anderer, dessen Äste mehr horizontal stehen und das Regenwasser von den Astspitzen abtropfen lassen. Je rissiger die Borke ist, desto schwerer und unregelmäßiger wird sie benetzt. Ist sie mit Algen und Flechten bewachsen, die das Wasser nur schwer festhalten können, so entstehen ebenfalls abwechselnd trockene und nasse Stellen, und das ist besonders gefährlich.

Wer also daran denkt, unter einem Baume Schutz vor dem Gewitteregen zu suchen, der wird sich vor allem durch einen Blick auf die Rinde davon überzeugen, ob sie gleichmäßig und stark benetzt ist. Wenn sie trockene Stellen aufweist, wird man sich hüten, unter dem Baum zu stehen, es könnte uns schlecht bekommen. Besonders schwer benetzbar ist die Rinde der sogenannten „geköpften" Bäume, also der „Kopfweiden". Kleine Bäume sind immer weniger gefährlich als große . Baumgruppen sind einzeln stehenden Bäumen vorzuziehen. Daher soll man bei einem Gewitter lieber das Innere des Waldes aufsuchen, wo die Bäume an sich auch kleiner sind als am Waldrand. Das Wichtigste aber bleibt immer, wie hier noch einmal wiederholt werden soll, daß der Baum bis zum Boden herab am Stamm benetzt ist. Es wird dann kaum etwas geschehen.

Im Zusammenhang damit sei noch die Frage kurz berührt, ob man in der Nähe eines Hauses der Blitzgefahr wegen Bäume anpflanzen soll oder nicht. Bei Wochenendhäusern ist das unter Umständen wichtig. Es gibt Leute, die der Ansicht sind, daß Bäume das Haus gefährden und andere, die sie als Blitzableiter empfehlen. Auch über diese Frage liegen genaue Beobachtungen und Untersuchungen vor. Sie haben ergeben, daß der Baum eher ein Schutz als eine Gefahr für das Haus ist. Der Blitz schlägt zwar in

den Baum ein, er springt aber nur selten auf das Haus über. Als besonders empfehlenswert gelten Pappeln mit einer nahe zum Boden herabreichenden Krone. Von Pyramidenpappeln, die wegen ihrer Höhe als besonders gut wirkende Blitzableiter gelten, springt der Blitz bisweilen auf das Haus, da sich die Rinde dieser Bäume nur schwer benetzt. Aber auch die Pappeln, deren Äste weit herabreichen, bilden nur dann einen wirksamen Schutz und sind vor allem gefahrlos, wenn sie auf einem möglichst feuchten Boden stehen. Es empfiehlt sich neben ihnen, und zwar auf der dem Hause abgewendeten Seite, wenigstens einen Tümpel anzulegen oder sonst ein Wasserbecken und sie mindestens zwei bis drei Meter vom Haus entfernt zu pflanzen.

Bunte Chronik

Lieber ins Gefängnis als Millionen erben!

Die meisten Menschen werden es zweifellos verständlich finden, daß man eine Erbschaft von 20 Millionen Dollar ablehnt. Auch der amerikanische Negerprediger Daniel Young in Oklahoma dachte so. Die Annahme der Riesenerbschaft hätte sich mit seinen philosophischen Grundsätzen nicht vertragen. Außerdem war er überzeugt, daß sich dann nur ein Riesenheer von Glücksjägern und Abenteurern an seine Spuren heften würde, und um allen diesen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, hat er gebeten, sozusagen „in Schutzhaft" vor dem Vermögen genommen zu werden. Tatsächlich gelang es dem schwarzen Philosophen, im Gefängnis von Oklahoma City Aufnahme zu finden, wo er derzeit ein ganz beschauliches Dasein führt. Natürlich hat man den seltsamen Mann nicht direkt eingesperrt. Die Tür seiner Zelle ist unverschlossen und es steht ihm jederzeit frei, die Anstalt zu verlassen und spazieren zu gehen. Nur die Freunde Mr. Youngs sind außer sich. Sie finden, so weit dürfe die Entsagung nicht gehen. Wahrscheinlich wäre es ihnen auch lieb, wenn sie von dem 20 Millionen-Dollar-Vermögen ein wenig profitieren könnten. Einer von ihnen hat sich bereits an die Gerichte gewandt und erstrebt eine Gerichtsverfügung, nach der sein schwarzer Freund gezwungen werden soll, die Erbschaft anzunehmen. Die zwanzig Millionen Dollar stecken übrigens in großen Ölfeldern in Texas, die der Negerprediger von einem Onkel erbte.

Eine Landestracht wird gesetzlich befohlen.

Die im Lande Salzburg wohnenden Männer werden schon in Kürze gesetzlich verpflichtet sein, eine bestimmte Landestracht zu tragen. Dieser Tage ist vom Salzburger Landtag ein Gesetz beschlossen worden, das eine einheitliche Tracht für die Männer des Landes einführen will. Das neue Gesetz wird damit begründet, daß man durch die einheitliche männliche Landestracht der Zusammengehörigkeit der Menschen einen sichtbaren Ausdruck verleihen will.

Lustige Ecke

„Schnell, einen Eimer Benzin — die Schule brennt!"

Rätsel-Ecke

Zifferblatt-Rätsel.

1, 2, 3, 4 = Halmfrucht, Zweig
2, 3 und 8, 9 = Nahrungsmittel
2, 3, 4 = Kälteerzeugnis
1, 2, 3, 4, 5 = Unternehmen
6, 7, 8, 9, 10 = Hülle
7, 8, 9, 10 = schmerzl. Empfindung
8, 9, 10 = Vorgang bei Gericht
8, 9, 10, 11, 12 = Grenzfluß zwischen Schleswig u. Holstein
10, 11, 12 = Geschlechtswort
11, 12 = Fürwort
1—12 = ?

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Ein Weiser gab uns einst den schönen —
„Schafft euch erst eine Religion der —
Nur der ist groß als Mensch und wahr als —
Der eig'nen Schmerz in fremdem Leid ver —
Und voll inbrünstig-warmen Mitleids —
Nur der versteht den göttlichen Pro —
Dem Glaube, Liebe, Hoffnung und Ge —
Notlindernd-gütig durch die Hände —

Von diesem Sinnspruch Otto Prombers sind an Stelle der Endstriche die Reime zu suchen, um den Spruch zu vervollständigen.

*

Rezept-Rätsel.

Nimm den Inhalt von einem Pferd, von einer Biene, von einem Kreis und einem Esel, um durch Zusammenlegen das zu bilden, was sich zur Zeit viele unserer Leser wünschen.

*

Scherz-Aufgabe.

Die Wörter folgenden Satzes sind an ihre sinngemäß richtigen Stellen zu bringen, um einen Reim lesen zu können:

Ist nicht komisch hat's Augen, nicht das ein Wesen, vor kann's lesen!

Auflösung der Rätsel aus Nr. 170.

Zahlen-Rätsel:

200	102	98	400
10	290	100	400
190	8	202	400
400	400	400	

*

Besuchskarten-Rätsel:

Lampenputzer.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.